

Magnus Hirschfelds Geschlechterkosmos:

Die Zwischenstufentheorie im Kontext

hegemonialer Männlichkeit

RAINER HERRN

Robert Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit bezieht sich zunächst auf kulturelle Praktiken, mit denen männliche Vorherrschaft über Frauen legitimiert und aufrecht erhalten wird. Darüber hinaus nimmt es auch die Regulation sich von der hegemonialen Männlichkeit unterscheidender, zeitgleich koexistierender Männlichkeitsformen in den Blick. Unter ihnen bildet die moderne männliche Homosexualität aufgrund diverser Weiblichkeitszuschreibungen eine spezifische wie charakteristische Form dem hegemonialen Ideal untergeordneter Männlichkeit (Connell 1999: 78f., 97ff.). Der männlichen Homosexualität kommt in Connells Ansatz seit ihrer konzeptuellen Einführung im späten 19. und Verbreitung im frühen 20. Jahrhundert eine herausragende Bedeutung zu. Durch ihre permanente diskursive Präsenz, aber vor allem durch die Formation einer politischen Homosexuellenbewegung stellt sie neben der Frauenbewegung und zeitgleich entstehenden zionistischen Bewegung eine nachhaltige Herausforderung hegemonialer Männlichkeit dar (ebd.: 216).

Auch in George Mosses Rekonstruktion der modernen Männlichkeit nimmt der Homosexuelle als deren Gegenspieler – Mosse bezeichnet ihn als »Anti-Typus« (Mosse 1997: 21f.) – neben dem Juden eine konstituierende Funktion ein. Hier dient er – ähnlich dem jüdischen Mann – als Projektionsfläche unmännlicher Attribute. In beiden Ansätzen also, bei Connell wie bei Mosse, ist die männliche Homosexualität ein fest sitzender Stachel im Fleisch hegemonialer Männlichkeit, der einerseits ständig bewusst macht, was sie nicht sein will und darf, andererseits aber auch herausfordert und bedroht, indem er alternative Fluchtpunkte der Männlichkeit offeriert.

Robert Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit wurde zunächst

als analytisches Instrument zur Beschreibung der Dynamik gegenwärtiger sozialer, politischer, ökonomischer und kultureller Praktiken der Macht-sicherung und -teilhabe entwickelt und ist insofern handlungsorientiert. Seine skizzenhafte historische Verortung der Konstituierung hegemonialer Männlichkeit (Connell 1999: 205-219) regte seither dazu an, diesen Ansatz auch zur Analyse der Geschlechtergeschichte einzusetzen. Die sich daraus ergebenden Problemfelder hat Martin Dinges kürzlich umrissen (vgl. Dinges 2005: 13-22). In meinem Beitrag soll es aber nicht um die Darstellung von historischen Praktiken zur alltäglichen Herstellung hegemonialer Männlichkeit gehen, sondern vielmehr um deren Verhältnis zu Repräsentanten anderer Männlichkeitsformen (vgl. ebd.: 14). Im Vordergrund stehen die in Magnus Hirschfelds Zwischenstufentheorie paradigmatisch zusammengefassten untergeordneten Männlichkeiten (repräsentiert durch Homosexuelle, Transvestiten, Hermaphroditen) im Vergleich zur hegemonialen Männlichkeit.

Kerngedanken der vom Sexualreformer und -wissenschaftler Magnus Hirschfeld (1868-1935) vorgelegten Zwischenstufentheorie finden sich bereits im ersten Aufsatz des von ihm herausgegebenen »Jahrbuches für sexuelle Zwischenstufen« von 1899. Wenngleich er seine Vorstellungen danach erweiterte, ergänzte und präziserte, vertrat er diesen Ansatz bis er Deutschland, aufgrund der Machtübernahme der Nationalsozialisten, verlassen musste. Die dreißig Jahre, in denen Hirschfeld die Zwischenstufentheorie in zahlreichen wissenschaftlichen und populären Büchern und Broschüren, in Aufsätzen und Zeitungsartikeln, in Vorträgen und Filmen verbreitete und auf diese Art weithin implementierte, schließen das Fin de Siècle, den Ersten Weltkrieg und die gesamte Weimarer Zeit ein. In diesen Perioden veränderten sich die Geschlechterbilder gravierend, moderne Figuren – wie die neue Frau – betraten die Geschlechterbühne (vgl. Anjum 1997), Bilder von und Einstellungen gegenüber Homosexuellen änderten sich (vgl. Herrn 2004; Micheler 2005: 106-116 und 117-282). Dennoch markieren diese Perioden zusammen den Höhepunkt hegemonialer Männlichkeit, wie Connell und Mosse übereinstimmend feststellen. Obgleich der Erste Weltkrieg dem Männlichkeitsstereotyp »weitere wichtige Elemente« (Mosse 1997: 143) hinzufügte, vertiefte und verstärkte er paradoxerweise insgesamt dessen Konturen. Auch Dinges bezeichnet diese Abschnitte als »Zeiten der massivsten Geltung moderner hegemonialer Männlichkeit« (Dinges 2005: 20).

Die Formation der Anti-Typen

1896, ein Jahr vor Gründung der ersten Homosexuellenorganisation, dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee (WhK), trifft Hirschfeld eine folgenreiche strategische Entscheidung im Hinblick auf das Männlichkeitsbild, mit dem die Entkriminalisierung sexueller Handlungen zwischen

Männern erreicht werden soll. In seinem unter dem Pseudonym »Th. Ramien« veröffentlichten Erstling »Sappho und Sokrates« stellt er zwei, im Männlichkeitsverständnis grundverschiedene und vor allem unvereinbare Erklärungen der Homosexualität vor: Das seinerzeit vorherrschende sexualpathologische Konzept Krafft-Ebings, dessen Kern auf Karl-Heinrich Ulrichs' These der weiblichen Seele im männlichen Körper zurückgeht; und das Konzept von Gustav Jaeger, nach dem der Homosexuelle als »superviriler Mann« die gesellschaftliche Elite konstituiert. Hirschfeld musste sich entscheiden, ob ein Konzept inferiorer oder eines superiorer Männlichkeit als Instrument für die Entkriminalisierung homosexueller Handlungen besser geeignet ist. Er musste zwischen zwei Männlichkeitskonstruktionen wählen, die ganz verschiedene Positionen zum hegemonialen Ideal markieren.

Zunächst möchte ich Ulrichs' Konstruktion des sogenannten Urnings in seinem Verhältnis zur hegemonialen Männlichkeit kurz umreißen. Schließlich stellt er die Vorlage der sexualpathologischen Figur des modernen Homosexuellen dar, die erst im Prozess der »Einpflanzung der Perversionen«, wie Foucault es nannte (Foucault 1983: 64), entstand. Danach werde ich auf das Homosexualitätskonzept Gustav Jaegers eingehen, weil es von Hirschfeld als Alternative ausdrücklich verworfen wurde, um dann dessen »Zwischenstufen« im Verhältnis zur hegemonialen Männlichkeit zu betrachten.

Bereits in den Vorverhandlungen zur Reichsgründung 1871 wurde die Absicht erkennbar, das preußische Strafrecht, das gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen zwischen Männern unter Strafe stellte, auf das gesamte Territorium des Deutschen Reiches auszudehnen (vgl. Hutter 1990): ein symbolischer Akt der Unterwerfung mann männlichen Begehrens unter die hegemoniale Männlichkeit und eine handfeste juristische Disziplinierungs- und Stigmatisierungspraxis, die fast das gesamte 20. Jahrhundert überdauerte.

Diese drohende Expansion einer reichsweiten Verfolgung stellte den konkreten Anlass für den Juristen Ulrichs dar, bereits in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts eine im Natürlichkeitsdiskurs angesiedelte medizinische Theorie des Männerbegehrens zu entwerfen. Ihr Kerngedanke besteht von Beginn an in der bereits zitierten These der weiblichen Seele im männlichen Körper: »Ich sage: »Wir sind geistig Weib«« (Ulrichs 1862/1994a: 47). Urninge seien daher qua Geburt eine »*zwitterähnliche besondere geschlechtliche Menschenklasse*, ein eigenes Geschlecht, dem Geschlecht der Männer und dem der Weiber als *drittes Geschlecht* coordinirt« (Ulrichs 1864/1994a: 5; H.i.O.). Weil der mann männliche Liebestrieb – analog dem mann weiblichen – naturgegeben sei, hätten Urninge auch »*das Recht, ihn zu befriedigen*« (Ulrichs 1862/1994a: 53; H.i.O.). Ulrichs' Natürlichkeitsverständnis schließt die – strafrechtlich präjudizierte – indi-

viduelle Schuldhaftigkeit aus, weshalb er gegen die drohende Ausweitung der Verfolgung sexueller Handlungen zwischen Männern anscrieb und damit eine bis in die Gegenwart reichende biopolitische Strategie zum Abbau der Diskriminierung sozialer Minderheiten begründete.

Ulrichs leitete seine mischgeschlechtliche Konstruktion des Urnings aus den Mitte des 19. Jahrhunderts gängigen stereotypen medizin-anthropologischen Zuschreibungen von Männlichkeit und Weiblichkeit her, wie sie Claudia Honegger beschreibt (vgl. Honegger 1991), insbesondere übernahm er die aus den Geschlechtskörpern deduzierten sozialen und psychologischen Ausdeutungen. In seinen zwölf Schriften fällt dennoch die Absenz misogynen Untertönen auf. Auch zunehmend geäußerten pathologisierenden Zuschreibungen der Mannweiblichkeit trat Ulrichs von Beginn an ausdrücklich entgegen: »Uranismus und Hermaphroditismus sind durchaus nicht etwa *Krankheitserscheinungen*« (Ulrichs 1862/1994a: 50; H.i.O.). Und obgleich er die Urninge mit all ihren Unterformen' gelegentlich »Halbmänner« nennt – ein Verweis auf ihr grundsätzliches Männlichkeitsdefizit –, traten sie durchaus selbstbewusst auf. Bei Ulrichs' konzeptueller Feminisierung der Urninge handelt es sich weder um eine Subordinationsgeste unter das herrschende Männlichkeitsideal noch um eine die Frauen abwertende Überlegenheitsattitüde. Er versuchte vielmehr eine gleichberechtigte alternative »urnische« Männlichkeit zu schaffen, die sich nicht ins Verhältnis zum hegemonialen Stereotyp setzte. Schon 1862 schrieb er seinen Verwandten:

»Hiernach wird es wahrscheinlich ein nie zu sühnendes Unrecht sein, wenn die Majorität noch länger ihre Uebermacht dazu missbrauchen wird, an die Uranier zwangsweise den Massstab der Männer anzulegen [...]« (Ebd.: 53)

Als Hirschfeld 1896, ein Jahr nach Ulrichs' Tod, begann, dessen wissenschaftliches Werk und politisches Vermächtnis zum Ausgangspunkt seiner reformerischen Aktivitäten zu machen, hatte die Urningstheorie bereits grundsätzliche Neuinterpretationen in der gerade aufkommenden Sexualpathologie erfahren. Dabei gab Ulrichs' Werk sogar Anstoß für die Begründung der Wissenschaft vom Sex, der »Psychopathia Sexualis« (vgl. Müller 1991: 119-134). So schrieb ihm Krafft-Ebing am 29. Januar 1879, »[...] die

1| Ulrichs' Schriften unter dem Aspekt hegemonialer Männlichkeit detailliert zu analysieren, ist sicher ein lohnendes Desiderat. Denn die Verfeinerungen des Konzeptes vom Urning wie auch dessen Vervielfältigung in geschlechtliche Unterformen, beispielsweise in den viril auftretenden »Mannling« und den effeminisierten »Weibling«, sind ja erst in der dialogischen Rezeption seiner Schriften entstanden. Diese Figuren verweisen bereits auf jene sich ausdifferenzierenden Selbstbilder und daraus abgeleiteten verschiedenen Strategien im Umgang mit dem hegemonialen Ideal, die für die junge Homosexuellenbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts charakteristisch werden sollten.

Kenntnis Ihrer Schriften allein war es, was mich veranlaßte zum Studium in diesem hochwichtigen Gebiet und zur Niederlegung meiner Erfahrungen [...]« (Ulrichs 1880/1994b: 92). Später spricht Krafft-Ebing Ulrichs allerdings aufgrund der vermeintlichen eigenen »Betroffenheit« die wissenschaftliche Objektivität bei der medizinischen Beurteilung des Männerbegehrens ab:

»Mitte der 60er Jahre trat ein gewisser Assessor *Ulrichs*, mit diesem Trieb behaftet, auf und behauptete, das geschlechtliche Seelenleben sei nicht an das körperliche gebunden, es gebe männliche Individuen, die sich als Weib dem Manne gegenüber fühlen (>anima muliebris in corpore virili inclusa<). Er nennt sie Urninge und verlangt nichts Geringeres als die Anerkennung der urnischen Geschlechtsliebe als einer angeborenen und damit berechtigten, sowie die Gestaltung der Ehe zwischen Urninge! Der Verfasser verschiedener dahin abzielender Broschüren bleibt nur den Beweis dafür schuldig, dass er als eine angeborene Erscheinung damit eo ipso eine physiologische und nicht vielleicht eine pathologische sei.« (Krafft-Ebing 1877: 305f.)

Diese Sequenz findet sich sinngemäß auch in den verschiedenen Ausgaben der »Psychopathia Sexualis«, beispielsweise in der 9. Auflage (Krafft-Ebing, 1894: 232f.). Während Ulrichs in seinen Schriften Sexualität und Fortpflanzung entkoppelt hatte, führte Krafft-Ebing zu dessen Verdruss mit der Behauptung, Ziel der Sexualität sei die Fortpflanzung, eine Rückkopplung ein. Nicht auf Reproduktion gerichtete sexuelle Praktiken und Formen galten als erworbene Perversität oder angeborene Perversion. In der von Krafft-Ebing aus der französischen in die deutsche Psychiatrie überführten Degenerationstheorie (vgl. Wettley 1959) wurde Mischgeschlechtlichkeit per se als atavistischer Rückschlag und Verfallssymptom der evolutiv entstandenen binären Geschlechterordnung gedeutet. Infolgedessen wurde aus Ulrichs' mischgeschlechtlichem, wenngleich selbstbewusstem Urning der perverse, kranke und nicht zuletzt degenerierte Homosexuelle – die Anhäufung von Negativzuschreibungen wirft ein Licht auf die ihm unterstellte Bedrohung der hegemonialen Männlichkeit. In dem historischen Moment also, indem sich der moderne Homosexuelle als fest umrissenes Subjekt konstituierte, erfolgte im Kontext der Medikalisierung seine Subordination unter das hegemoniale Ideal. Ulrichs' Strategie bezeichnet Sabine Mehlmann als »Naturalisierung des Männerbegehrens« (Mehlmann 1998: 46), während sie die überformende, mit den Namen Westphal und Krafft-Ebing verbundene, treffend als »Pathologisierungsstrategie« benennt. Nach der juristischen Sanktionierung ist die Pathologisierung eine gängige wie effektive Technik hegemonialer Unterwerfung, in deren Umsetzung der moderne Homosexuelle als Negativfigur, als George Mosses »Anti-Typus« entsteht.

In ausdrücklicher Abgrenzung von Ulrichs' Theorie und deren sexualpathologischer Vereinnahmung und Neuinterpretation legte der Physiologe

Gustav Jaeger 1880 eine alternative Erklärung mannsmännlichen Begehrens vor. Claudia Bruns nennt die Protagonisten dieser Strömung in Anlehnung an Hewitt »Maskulinisten«. Jaegers Theorie stellt sogenannte »physiologische Körperduftanziehungen« in den Mittelpunkt, die sexuelle Attraktion und Aversion sowie soziale Kohärenz erzeugten. Indem er nicht – wie Ulrichs – die Richtung des sexuellen Begehrens zum Ausgangspunkt wählt oder – wie die Sexualpathologen – die auf Fortpflanzung gerichtete Sexualität, sondern das Vorhandensein partnerbezogenen sexuellen Begehrens überhaupt, verwirft Jaeger sowohl die Weiblichkeitszuschreibungen Homosexueller als auch deren Pathologisierung. In seiner vertikalen Geschlechterhierarchie »erklimmen solche Supervirilen häufig die höchsten Stufen geistiger Entwicklung, sozialer Stellung und männlichen Könnens« (Hirschfeld 1896: 24; Jaeger 1884: 269). Deshalb ständen sie als uneingeschränkte »Hegemonen« in Wirtschaft und Wissenschaft, Politik und Militär an der Spitze, gefolgt von den »Normalsexuellen«, den »eunuchengleichen Monosexualen« und schließlich den Frauen (vgl. Bruns 2001). Weil Jaeger das Vorkommen solcher »Supervirilen« als »naturnotwendig« begreift, bezeichnet Hirschfeld dessen Theorie in »Sappho und Sokrates« als eine »nicht üble, von darwinistischem Geist getragene Erklärung«. Dennoch folgt er Jaeger nicht:

»[D]ass die Liebe zum eigenen genau so wie die zum anderen Geschlecht, zu großem befähigen kann, ist zweifellos. [...] [Homosexualität jedoch] als eine höhere Neigung zu preisen, wie die Liebe zwischen Mann und Weib, [...] schießt denn doch weit über das Ziel.« (Hirschfeld 1896: 24f.; H.i.O.)

Hirschfeld lehnt die aus Abwehr der Weiblichkeitszuschreibungen sowie der Kompensation gesellschaftlicher Ächtung hervorgegangene Überlegenheitsbehauptung Jaegers wohl aufgrund strategischer Erwägungen ab, denn im Natürlichkeitsdiskurs bewegt sich sowohl seine als auch Ulrichs Erklärung. Außerdem schien es ihm wohl weniger aussichtsreich, eine außerhalb medizinischer Theoriebildung liegende Homosexualitätskonstruktion zur Grundlage seiner Arbeit zu machen, als vielmehr innerhalb kanonisierter Theorien zur Revision medizinischer Dogmen im Sinne der Entpathologisierung beizutragen.

Jaegers Ansatz wurde dennoch weitergeführt, und zwar zur selben Zeit, in der Hirschfeld Ulrichs' Theorie aufgreift: dies zunächst durch Elisar von Kupffer und Edwin Bab, der übrigens 1903 in einem hirschfeldkritischen Text die Bezeichnung »Zwischenstufentheorie« prägte.

Denn der Begriff »Zwischenstufentheorie« wurde nicht von Hirschfeld in Umlauf gebracht, sondern vielmehr von jenen Rezipienten, die sein Konzept vom Homosexuellen als mischgeschlechtliche Konstruktion von Beginn an ablehnten oder sogar attackierten. Insofern ist er als »Kampfbegriff« aus einem Distanzierungsgestus der Hirschfeld-kritischen Fraktion der Homosexuellenbewegung entstanden. Erstmals verwendet ihn eben

jener Medizinstudent Edwin Bab 1903 in seiner Abhandlung »Die gleichgeschlechtliche Liebe«, deren Untertitel »Lieblingminne« auf die Nähe zu Elisar von Kupffer verweist und die Adolf Brand gewidmet ist (Bab 1903: 31). Doch erst die Übernahme der Bab'schen Begriffsschöpfung durch den Hirschfeld-kritischen WhK-Mitstreiter und Biologen Benedikt Friedländer – ein konvertierter Jude mit antisemitischen Tendenzen (Boyarin 1997: 209 Anm. 69), und zwar in der Schreibweise »Zwischenstufen-Theorie«, führte zu deren Verbreitung in der sexualwissenschaftlichen Literatur (Friedländer 1904, Aphorismen und Zusätze: 84). Da benutzt ihn der Schweizer Psychiater August Forel zuerst und nach ihm verschiedene andere Autoren, beispielsweise Iwan Bloch. Weil jene Autoren, die den Begriff zunächst prägten und verwendeten, eine »nicht ganz richtige Vorstellung« (Hirschfeld 1910a: 130 Anm.) von der »Zwischenstufentheorie« hätten – gemeint ist wohl die auf Homosexualität eingegrenzte Lesart –, versucht Hirschfeld diese »Missverständnisse« mit entsprechenden Veröffentlichungen auszuräumen. Er übernahm dazu den Begriff »Zwischenstufentheorie« relativ spät: 1906 verwendet er ihn erstmals im Text. Hier greift Hirschfeld auch die von den drei Autoren geäußerten Kritiken an der Zwischenstufentheorie auf (Hirschfeld 1906: 110ff.) und verwendet die Bezeichnung auch zum ersten Mal ohne distanzierende Anführungszeichen; 1910 dient sie dann auch als Kapitel- und Aufsatzüberschrift, doch lag das entsprechende Konzept – wie bereits dargestellt – spätestens seit 1899 vor.

Doch zurück zu Gustav Jaeger: Auch Adolf Brand mit seiner Gemeinschaft der Eigenen – das ist die zweite, um 1900 gegründete Homosexuellenorganisation – steht dessen Erklärung des Männerbegehrens und dem entsprechenden Männlichkeitsverständnis nahe (vgl. Steakley 1975: 44ff.; Keilson-Lauritz 1997: 142-153). Theoretisch ausgearbeitet und modernisiert wurde Jaegers Ansatz sodann von Friedländer, der auf dieser Basis eine Abspaltung von Hirschfelds WhK, die sogenannte Sezession, herbeiführte. Friedländers Arbeiten wiederum fließen schließlich in Hans Blühers Texte ein, die für die Jugendbewegung der Kaiserzeit und Weimarer Republik sehr einflussreich waren (vgl. Bruns 1998; Hergemöller 2004). Diese soeben aufgezählten Protagonisten eint die ausdrückliche Gegnerschaft zu Hirschfelds medizinisch argumentierender Zwischenstufentheorie. Der Disput um die Ex- und Inklusionen von Weiblichkeitsattributen in den verschiedenen Konstruktionen des homosexuellen Mannes blieb bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts ein ständiger Konfliktherd der deutschen Homosexuellenbewegung. Und er ist untrennbar mit der Diskussion um die Geschlechterkonstruktion eines weiteren Anti-Typus verschränkt, nämlich des jüdischen Mannes. Auch ihm wurde eine partielle Weiblichkeit unterstellt (Gilman 1993; Mosse 1997; Boyarin 1997), für Otto Weininger verkörpert er sogar deren Äquivalent (vgl. Beitrag Mehlmann). Insofern überrascht es nicht, dass auch Magnus Hirschfeld aufgrund seiner jüdischen Herkunft nicht nur antisemitischen Attacken seiner Kon-

trahenten ausgesetzt war. Ihm wurde »Unmännlichkeit« nachgesagt und sogar sein Status als Leitfigur der Homosexuellenbewegung von Konkurrenten abgesprochen. Umso bedeutsamer ist es, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass Hirschfeld den Gedanken der Mischgeschlechtlichkeit auf die Rassenanthropologie übertrug und sogenannten Rassenmischungen zahlreiche Vorteile zuschrieb.

Hirschfeld, und darauf kommt es hier zunächst an, griff Ulrichs' Ansatz der mischgeschlechtlichen Homosexualität auf. Doch im Zuge seiner Medikalisierung verkörperte der moderne Homosexuelle 1900 keine gleichberechtigte Männlichkeit; vielmehr kam zu den bisherigen Stigmata des Sünders und des Verbrechers durch die sexualpathologische Neuinterpretation das des degenerierten Kranken hinzu. Der homosexuelle Mann war der hegemonialen Männlichkeit fraglos untergeordnet. Hirschfeld arbeitete sich in der Folgezeit an dieser sexualpathologischen Neuinterpretation Krafft-Ebings ab, um Homosexuelle in den vermeintlich wertfreien Natürlichkeitsdiskurs zu überführen. Dazu sollte ihm auch die Zwischenstufentheorie dienen. Inwiefern und in welchem Maße ihm diese Rückführung gelang, soll im Folgenden gezeigt werden, denn schließlich war er als Mediziner selbst dem medizin-anthropologischen Wertekanon der Geschlechtlichkeit verhaftet (vgl. Connell 1999: 238).

Hirschfelds Geschlechter(neu)ordnung: Die Zwischenstufentheorie

Hirschfeld konstatiert: »Den Ausgangspunkt für [mein] [...] Studium intersexueller Erscheinungen bildete die Homosexualität des Mannes und des Weibes« (Hirschfeld 1923: 11). Doch sehr schnell begann er, Homosexualität nicht als Einzelphänomen zu begreifen, sondern sie in den größeren Erklärungszusammenhang der Zwischenstufentheorie zu stellen, wie Mark Lemstedt bereits an der Titelgebung des »Jahrbuches für sexuelle Zwischenstufen« belegt (Lemstedt 2002: 103f.). Schließlich hatte bereits Ulrichs Uranismus und Hermaphroditismus analog gesetzt, wie auch die Sexualpathologen im Konzept der konträren Sexualempfindung verschiedene Formen von Mischgeschlechtlichkeit zusammenfassten (vgl. Herrn 2005: 25-30). Ich werde nun vier für das Konzept hegemonialer Männlichkeit relevante Aspekte der Zwischenstufentheorie benennen.

I. Seine Positionen im Diskurs polarer Geschlechterbilder

Zur Charakterisierung des Begriffs »sexuelle Zwischenstufen« schreibt Hirschfeld: »Wir verstehen unter sexuellen Zwischenstufen männlich geartete Frauen und weiblich geartete Männer« (Hirschfeld 1910a: 116). Insofern bezeichnet der Begriff keine sexuellen, sondern »geschlechtliche Zwi-

schenstufen«, wie die Zwischenstufentheorie auch keine Sexualtheorie im engeren Sinne ist – eine solche hat Hirschfeld 1912 separat in seiner Arbeit »Naturgesetze der Liebe« vorgelegt (vgl. Herrn 2002) –, sondern eher eine Geschlechtersystematik darstellt. Denn sie beruht auf dem zeitgenössischen und in vieler Hinsicht durchaus konventionellen Verständnis der Geschlechter. In der Zwischenstufentheorie wird zunächst behauptet, dass es von jeder Eigenschaft, gleichgültig ob physisch, psychisch oder sozial, geschlechtsspezifische Ausprägungen gebe. Ihre Voraussetzung

»ist demnach eine genaue Erklärung dessen, was männlich und was weiblich ist, und hierin besteht die Hauptschwierigkeit und Strittigkeit, zumal es neben rein männlichen und weiblichen Eigenschaften auch solche gibt, die weder männlich noch weiblich oder, richtiger ausgedrückt, sowohl männlich als auch weiblich sind.« (Ebd.: 116)

Ungeachtet der Vielzahl Physis und Psyche überziehender geschlechtlicher Merkmalsausdeutungen gebe es also nicht nur eine »männliche« und eine »weibliche« Form jeder Eigenschaft, sondern noch zahlreiche Nuancen dazwischen, geschlechtliche Graduierungen auf der Merkmalsebene sozusagen. »Auf die Kenntnis gestützt, dass jeder Geschlechtscharakter für sich variieren kann, baute ich das System der sexuellen Zwischenstufen auf [...]« (Hirschfeld 1926: 548).

Nimmt man Hirschfelds diesbezügliche Texte zur Kenntnis, ist zunächst festzuhalten, dass er den tradierten medizinischen Geschlechterkanon weder verwirft, noch eine prinzipiell neue Lesart entsprechender Merkmale anbietet. Er greift vielmehr gängige stereotype Geschlechterzuschreibungen auf und macht sie zur Grundlage der Zwischenstufentheorie.

Zur Markierung seiner Position distanziert sich Hirschfeld ab 1904 unmissverständlich von den offen misogynen und antisemitischen Tönen Weiningers und bezieht sich auf eher moderate Sichtweisen (vor allem Rudolph Virchow und seine Schüler, aber auch Wilhelm Waldeyer, Havelock Ellis, Paolo Mantegazza u.a.). Auffällig ist dabei die Konstanz, mit der er viele dieser Befunde zwischen 1905 und 1930 immer wieder zitiert. Ungeachtet dessen wirbt er aber auch für neue feministische Positionen, wie beispielsweise in der gemeinsam mit seiner Schwester Franziska veröffentlichten Broschüre zum Frauenwahlrecht (Hirschfeld/Mann 1918). Außerdem setzt er sich in der Sexualreformbewegung für die Selbstbestimmung der Frauen und in der Sexualberatung und -aufklärung für die Verbreitung von Antikonzeptiva sowie Ende der 20er Jahre auch für die Legalisierung der Abtreibung ein. Insofern modernisiert er auch die Geschlechterbilder. Als treffendes Beispiel für Hirschfelds ambivalente Haltung in der Frauenfrage sei hier auf den ersten Band seiner »Geschlechtskunde« verwiesen (Hirschfeld 1926: 479-542). Da referiert er die provokanten Thesen Mathilde Vaertings vom Kongress des Instituts für Sexualwissenschaft 1921 (Vaer-

ting 1922) und benennt (s)ein zentrales Problem der Geschlechterdeutung, wenn er schreibt: »Man hat das soziologisch Gewordene viel zu wenig von dem biologisch Gegebenen getrennt« (Hirschfeld 1926: 488). Denn im Fluss dieses Textes entsteht ein Bruch an der Stelle, wo Hirschfeld auf seine aus früheren Veröffentlichungen stammenden, hergebrachten Lesarten zurückgreift und das Soziale – insbesondere die soziale und ökonomische Aufgabenteilung zwischen Frau und Mann – im Sinne einer Naturalisierung wieder biologisch deduziert (ebd.: 532 unten). Dieser Bruch verweist auf ein Oszillieren zwischen den Auffassungen aus der Kaiserzeit und der Weimarer Republik zwischen Traditionalismus und Moderne in der Geschlechterfrage. Die Annahme einer größeren Vielfalt merkmalspezifischer Nuancierungen im Sinne eines Kontinuums bereichert jedoch die gewöhnlich binär gedachten Geschlechtereigenschaften. Doch insgesamt stellen die in Hirschfelds Schriften nachzulesenden akribischen Inventarisierungen und Gegenüberstellungen als männlich und weiblich geltender Eigenschaften vom ersten Jahrbuchaufsatz bis zur »Geschlechtskunde« weder die Geschlechterordnung noch die in der hegemonialen Männlichkeit getroffenen Idealisierungen ernsthaft in Frage (vgl. Hirschfeld 1918: 106-119). Im Gegenteil, sie wirken beglaubigend und bestärkend. Insofern besteht die Aporie der Zwischenstufentheorie zunächst darin, dass sie auf eben der Geschlechterpolarität aufbaut, die sie zu überwinden anstrebt. »Die Vermischung der Geschlechter hat immer wieder die Trennung der Geschlechter und die Geschlechtertrennung die Geschlechtervermischung zur Voraussetzung« (Hirschfeld 1926: 545). Vergleichbar ist das – wie gezeigt wurde – mit Hirschfelds Position gegenüber dem Rassismus, den er ebenso ablehnt, wie er die anthropologischen Rassenunterschiede anerkennt.

II. Die Systematisierung geschlechtlicher Vielfalt

Die soeben erwähnte große Variabilität geschlechtlicher Merkmalsmanifestationen führt Hirschfeld auf der Grundlage von August Weißmanns Behauptung einer latenten Vererbung zu einer nahezu unendlichen Fülle ihrer Kombinationsmöglichkeiten. »Es kommen alle möglichen Verbindungen männlicher und weiblicher Eigenschaften, alle nur erdenklichen Variationen vor« (Hirschfeld 1926: 595).

»So gelangen wir bei einer [...] Betrachtung männlicher und weiblicher Individualtypen ganz von selbst zu einer großen Anzahl von Sexualtypen, die zwischen den extremen Vollmännern und Vollweibern eine lange Reihe bilden, in denen sich Mischformen männlicher und weiblicher Eigenschaften in größter Mannigfaltigkeit finden.« (Ebd.: 546)

Zur Systematisierung »dieser langen Reihe von Mischformen« nimmt Hirschfeld eine Unterteilung »in vier deutlich voneinander abgrenzbare

Gruppen« (Hirschfeld 1910a: 122) von Geschlechtsmerkmalen vor: genital, somatische, psychosexuelle und psychische, die sich in ähnlicher Form erstmals bei Römer (1904: 329) findet. Ihnen ordnet er Kategorien sie repräsentierender Formen von Mischgeschlechtlichkeit zu:

- den Zwischenstufen der Geschlechtsorgane die Hermaphroditen;
- den Zwischenstufen körperlicher Eigenschaften die Androgynen;
- den Zwischenstufen des Geschlechtstriebes die Homosexuellen und Metatropen;²
- und schließlich den Zwischenstufen seelischer Eigenschaften die Transvestiten.

Die Reihenfolge wählte Hirschfeld nicht zufällig, sie wird durch die Ontogenese bestimmt; jedes Geschlechtsmerkmal manifestiere sich zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Individualentwicklung. Während die Differenzierung der Geschlechtsorgane bereits beim Embryo einsetze und sich der Körper im Folgenden ausdifferenziere, träten die psychosexuellen und psychischen Eigenschaften zuletzt in Erscheinung. Hirschfeld unterstellt mit dieser ontogenetischen Verklammerung aller Formen von Mischgeschlechtlichkeit stillschweigend die Analogisierbarkeit ihrer Kausalitäten, nämlich jene Erbanlagen und hormonellen Ursachen, wie sie in der zeitgenössischen Medizin gerade diskutiert wurden. Eben weil die vermeintlich evidente Mischgeschlechtlichkeit der Hermaphroditen medizinanthropologisch objektivierbar und unbestritten war, könne im Analogieschluss auch bei den Homosexuellen und Transvestiten davon ausgegangen werden; denn schließlich stellen sie gleichermaßen Geschlechtermischungen dar. Möglicherweise war die Option dieses Brückenschlags Anlass für Hirschfeld, diesen medizinisch etablierten Ansatz anderen vorzuziehen. Und entsprechend seiner 1905 in Anlehnung an Ernst Haeckels »biogenetisches Grundgesetz« ausformulierten »genogenetischen Gesetze« träten Zwischenstufen der jeweiligen Gruppen umso häufiger auf, je später sich die Merkmale manifestierten. Daher gebe es nur sehr wenige echte Hermaphroditen im Vergleich zu den schon zahlreicheren Pseudohermaphroditen, noch häufiger seien allerlei Formen körperlicher Mischgeschlechtlichkeit, und bereits in prozentualen Anteilen ließen sich die Bi- und Homosexuellen beziffern und ebenso die Fälle seelischer Mannweiblichkeit.

Weil sich für diese nach taxonomischem Vorbild vorgenommene Systematisierung ab 1903 die Bezeichnung »Zwischenstufentheorie« eingebürgert hatte, sah sich Hirschfeld veranlasst, überhöhten Erwartungen, die durch das Wort »Theorie« geweckt würden, entgegenzutreten. Zu seiner

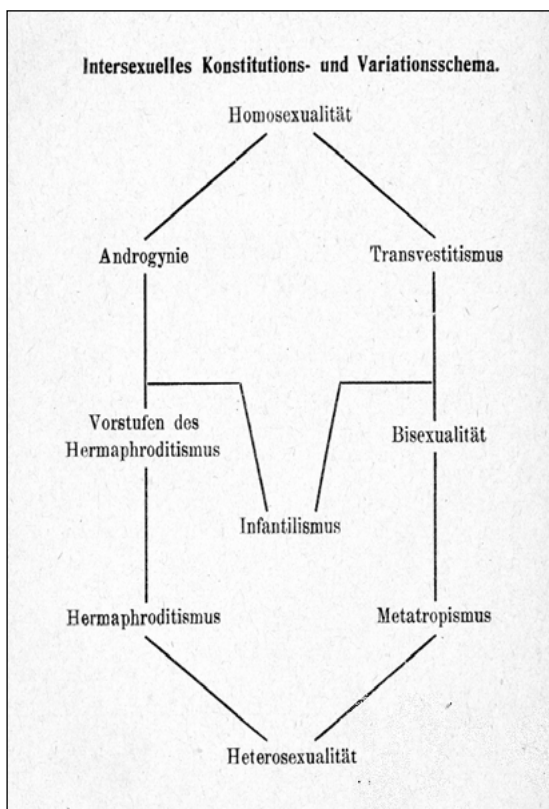
2 | Mit seinem 1918 in der »Sexualpathologie« vorgelegten Konzept eines Metatropismus wollte Hirschfeld die Krafft-Ebingschen Konstruktionen des Sadismus und Masochismus ersetzen. Das Konzept wurde jedoch nur von seinem engen Mitarbeiterkreis im Institut für Sexualwissenschaft geteilt.

Verteidigung schrieb er wiederholt: »Zunächst ist zu betonen, dass es sich bei der *Lehre von den sexuellen Zwischenstufen* [...] gar nicht um eine Theorie, sondern um ein Einteilungsprinzip handelt« (Hirschfeld 1910b: 275; H.i.O.). Sinn und Zweck seines Ansatzes fasst er wie folgt zusammen:

»Die intersexuellen Varianten in ihrer außerordentlichen Vielgestaltigkeit zu *registrieren*, sie historisch und biologisch zu erfassen, ethnologisch und soziologisch zu bewerten, sah ich als Aufgabe der Lehre [...] von den sexuellen Zwischenstufen.« (Hirschfeld 1923: 10; H.i.O.)

In einem seiner späten Beiträge zur Zwischenstufentheorie, die Hirschfeld nun schon in den Kontext der etablierten Konstitutionsbiologie stellte, findet sich die einzige, abstrakte Illustration, in der die Zwischenstufen zueinander ins Verhältnis gesetzt werden.

Abbildung 1: Aus: Magnus Hirschfeld, »Die intersexuelle Konstitution«. In: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen XXIII, 1923, S. 24.



Zum Verständnis sei angemerkt, dass Hirschfeld sogenannte genitale, körperliche und psychische Infantilismen (hier mittig) auf eine andere Ebene seiner »Sexualpathologie« auslagerte.

Wie ein Kommentar zu diesem Schema liest sich der später von ihm niedergeschriebene Satz:

»Alle diese sexuellen Varietäten bilden einen geschlossenen Kreis, in dem gewisse Zwischenstufentypen nur besonders markante Punkte darstellen, zwischen denen aber [...] lückenlose Verbindungslinien [bestehen].« (Hirschfeld 1926: 599)

Hirschfeld stellt in seinem Schema zunächst phänomenologische Verwandtschaften der Zwischenstufenkategorien her, die er als geschlossenes System betrachtet. Auf deren rechtem Strang finden sich die psychischen Zwischenstufen aneinandergereiht, auf dem linken die körperlichen.

Ogleich es Hirschfeld hier um die Illustration kausaler und phänomenologischer Verbindungen zwischen den Kategorien geht und nicht um ihr hierarchisches Verhältnis zueinander, ist es dennoch kein Zufall, dass Homosexualität in der Vertikalen an oberster Stelle rangiert: ein deutlicher Hinweis auf ihre strukturelle Privilegierung gegenüber den anderen Zwischenstufen, die sich auch anhand Hirschfelds fotografischer Abbildungspraxis (z.B. Geschlechtsübergänge, Zwischenstufenwand) wie in entsprechenden Texten nachweisen lässt. Auffällig ist in diesem Zusammenhang aber auch, dass Homosexualität und Heterosexualität die auf den Kopf gestellten Pole der Vertikalen markieren, so dass sie hier als Gegenspieler – oder, um mit Mosse zu reden, als »Anti-Typen« – erscheinen.

Die in diesem Schema dargestellte konzeptuelle Verwandtschaft zwischen Homosexualität, Androgynie und Transvestitismus begründete Hirschfeld mit gemeinsamen Kausalitäten. Zur Erforschung phänomenologischer Beziehungen ließ er – nach dem Vorbild der Rassenanthropometrie – Körpervermessungen vornehmen, wie er auch mit einem eigens entworfenen und zu Tausenden verteilten Fragebogen die psychischen Ähnlichkeiten zu ermitteln trachtete.

Dabei haben die in der Abbildung durch Verbindungslinien dargestellten Verwandtschaften der Kategorien lange medizin-anthropologische Traditionen, die Hirschfeld kannte. Bereits in diversen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Konzeptionen des Hermaphroditismus – die letztlich auf rezeptionsbedingte Überlagerungen hippokratisch-sokratischer Sichten zurückgehen – wurden jene Mischgeschlechtlichkeitsformen phänomenologisch, kausal und semantisch in Verbindung gebracht, wenn auch nicht in der expliziten Weise Hirschfelds.

Weiblichkeitszuschreibungen im Widerstreit

Hirschfelds Verknüpfung der Zwischenstufenkategorien basiert auf den Zuschreibungen von genitaler, somatischer, psychosexueller und psychischer Mischgeschlechtlichkeit, die sie in spezifische Relationen zur

hegemonialen Männlichkeit setzen. Das führte zu einer Reihe ganz massiver Konflikte, die sich – um in Connells Begrifflichkeit zu bleiben – um das Ausmaß der Teilhabe an der »patriarchalen Dividende« hegemonialer Männlichkeit im Sinne der Komplizenschaft drehen. Diese Konflikte entstanden aus den verschiedenen Geschlechterkonstruktionen sowohl zwischen den Kategorien als auch unter den Repräsentanten verschiedener Strömungen innerhalb einzelner Kategorien. Ein solcher Konflikt soll dies beispielhaft illustrieren: es handelt sich um das Verhältnis der Cross-Dresser, für die Hirschfeld 1910 die Kategorie »Transvestiten« einführte, zu den Strömungen der Homosexuellenbewegung:

Hirschfeld beschrieb die Transvestiten in seiner gleichnamigen Monografie als heterosexuelle Kategorie. Dem ging ein mehrjähriger Dialog zwischen Cross-Dressern und Sexualwissenschaftlern voraus, der die Entkoppelung des gleichgeschlechtlichen Begehrens von der Kleiderpräferenz zum Thema hatte. Cross-Dressing galt in der Sexualpathologie Westphals als Variante der »konträren Sexualempfindung« und in der Krafft-Ebings als Symptom der Homosexualität. Gegen diesen Konnex wandten sich ausschließlich männliche Cross-Dresser (vgl. Herrn 2005: 25-30). Ihre schriftlichen Äußerungen in sexualwissenschaftlichen Texten belegen eindrucksvoll, wie sie die ihnen zugeschriebene homosexuelle Neigung als Verkenning ihrer »Natur« dementierten und als Entwertung ihrer Männlichkeit ablehnten. So schreibt ein Cross-Dresser an Hirschfeld: »Leider werden wir fälschlich auch noch oft für Päderasten gehalten« (Hirschfeld 1910b: 73). Und ein anderer: »*Urnige und effeminierte Männer verachte ich tief*« (ebd.: 73; H.i.O.). Cross-Dresser waren darauf bedacht, ihre Eigenart auf den punktuellen, passageren oder permanenten Wunsch, das andere Geschlecht zu performieren, einzuschränken. Das war auch der Grund für ihre Sexualwissenschaftlern vehement vorgetragenen Separierungsbestrebungen, die schließlich zur kategorialen Abspaltung der Transvestiten führte. Nachdem sich das Transvestitismuskonzept vor dem Ersten Weltkrieg langsam durchzusetzen begann, setzten heterosexuelle männliche Transvestiten ihre Abgrenzung fort, indem sie Kontakte zu homosexuelle Transvestiten mieden und sie aus ihren Organisationen fernzuhalten suchten.

Aber auch die »homosexuellen« Maskulinisten drängten auf diese Separation. In der Tradition Gustav Jaegers, Elisar von Kupfers und Benedikt Friedländers lehnten sie nicht nur die sexualpathologische Verknüpfung zwischen Männerbegehren und Cross-Dressing ab, sondern überhaupt medizinische Erklärungen, die auf Weiblichkeitszuschreibungen rekurrierten. Männerbegehren wies in ihren Theoretisierungen keinerlei Korrelation zu Weiblichkeit auf und sei eine jedem mehr oder weniger zukommende Qualität. Daher wendeten sie sich von Beginn an gegen die von Hirschfeld und dem WhK propagierte Auffassung vom Homosexuellen als weiblichem Mann. Elisar von Kupfer und Adolf Brand karikierten Hirschfelds Homosexuellenkonstruktion als »urnische Unterröckchen« respektive »jammerbare Effeminierte«, die Hirschfeld »allen Gaffern und Lachern

in Weiberkleidern« vorführe (Kupffer 1900: 3; Brand 1906: 30). Besonders war es jedoch die in der Zwischenstufentheorie vorgenommene Verknüpfung der Homosexualität mit der performativen Weiblichkeit der Cross-Dresser und der paradigmatischen Geschlechterambiguität der Hermaphroditen, die zumindest zu permanenten Angriffen gegen Hirschfeld und das WhK Anlass gab (vgl. Herrn 2005: 38-42; Hergemöller 2004).

Die Transvestiten wiesen den Homosexualitätsverdacht zurück; die Maskulinisten leugneten jede Form von Effemination. Beide versuchten demnach, ihre durch spezifische Weiblichkeitszuschreibungen beschädigt geglaubte Männlichkeit zu retten. Ihnen ging es um die Erhaltung ihrer Komplizenschaft zum hegemonialen Ideal. In Hirschfelds Konzept männlicher Homosexualität kulminierte hingegen die Femität, die sie der hegemonialen Form eindeutig unterordnete, aber auch gegenüberstellte. Hirschfelds Homosexuelle sind keine Komplizen, sondern – wenn auch unfreiwillig – Opponenten. Das war ihm durchaus bewusst:

»Daß man auf die Männer, die sich weibliche Neigungen »zuschulden kommen ließen«, stets mit stärkerer Verachtung herabsah als auf Frauen, die nach Vermännlichung trachteten, hängt im letzten Grunde wohl mit der höheren Meinung zusammen, die die Männer von sich hatten; mehr oder minder unbewusst empfanden sie es als Erniedrigung ihres Geschlechts, wenn ein Mann mit und ohne seinen Willen Zeichen der Männlichkeit einbüßte.« (Hirschfeld 1910b: 341)

Das führte zu dem bereits geschilderten Dauerkonflikt. George Mosse beschreibt beide Strategien mit den Worten: »Diejenigen, die als Antitypus stigmatisiert wurden, versuchten entweder, den Idealtypus zu imitieren oder sich selbst in Widerspruch zum dominanten Stereotyp zu definieren« (Mosse 1997: 22). Letzteres scheint für Hirschfelds Homosexualitätskonzept zuzutreffen.

III. Mischgeschlechtlichkeit als Norm

Die Fülle möglicher Zwischenstufen veranschaulicht Hirschfeld zur Plausibilisierung anhand eines Rechenbeispiels, in dem er Merkmalszahlen und -variationen multipliziert und so auf eine utopische Zahl sogenannter »Sexualtypen« kommt. Dabei seien »Vollmänner« und »Vollweiber« als ausschließlich männliche und weibliche Eigenschaften repräsentierende Individuen lediglich »konstruierte Extreme, Abstraktionen, in Wirklichkeit sind sie bisher nicht beobachtet worden« (Hirschfeld 1910a: 122). Vielmehr trage grundsätzlich jeder Mensch Eigenschaften beider Geschlechter in sich, und infolgedessen sei jede[r] eine eigene und einmalige Zwischenstufe, ein Unikat der Mischgeschlechtlichkeit.

»Die Zahl der denkbaren und tatsächlichen Sexualtypen ist unendlich; in jedem Menschen findet sich eine verschiedene Mischung männlicher und weiblicher Subs-

tanz, und wie wir nicht imstande sind, zwei gleiche Blätter an einem Baume ausfindig zu machen, so werden wir auch nie zwei menschliche Wesen auffinden können, in denen das Mischungsverhältnis des männlichen und weiblichen Prinzips nach Art und Menge vollkommen übereinstimmt.« (Hirschfeld 1926: 599; H.i.O.)

An dieser, 1899 erstmals sinngemäß geäußerten Auffassung offenbart sich eine neue Dimension der Zwischenstufentheorie. Sie stellt nicht nur eine Struktur und einen semantischen Zusammenhang zwischen den genannten vier Gruppen her, sondern weitet sich zu einer Erklärung universeller Mischgeschlechtlichkeit aus. Damit ist die Zwischenstufentheorie auch kein bloßes »Einteilungsprinzip« mehr, zu der sie Hirschfeld immer verteidigend herunterspielte, sondern tatsächlich eine neue Geschlechterdeutung. In ihr macht er die Mischgeschlechtlichkeit zur allgegenwärtigen Regel. Diese Denkfigur lässt aus den Vertretern vormals »abnormer« Geschlechtlichkeit, den Homosexuellen, Transvestiten und Hermaphroditen, kurzerhand hervorragende Exponenten der Geschlechternorm werden. Es handelt sich um einen Ansatz ihrer Rehabilitierung, eine Versöhnungsvision (vgl. Herrn 1996). Der Soziologe Stefan Hirschauer ordnet Hirschfelds Zwischenstufentheorie in diesem Kontext wie folgt ein:

»Hirschfelds humanistisches Projekt war das einer *geschlechtlichen* Konzeption von *Individualität*. [...] Die Zwischenstufentheorie war ein Gegendiskurs zum Differenzmodell der Geschlechter, der den darin artikulierten Denkstil unbeabsichtigt ad absurdum führte und noch in seinen antifeministischen Tönen auf seine Entstehungsgründe verwies. Die Homosexuellen wurden bei Hirschfeld eine Spezies unter vielen. Diese relative Entspezifizierung macht seine Theorie zu einem Wendepunkt.« (Hirschauer 1993: 84f.; H.i.O.)

Auch Gesa Lindemann ist der Ansicht: »Die Zwischenstufentheorie ist in diesem Jahrhundert [gemeint ist das 20.] der einzige große Versuch gewesen, die Konstruktion des Körpers in emanzipatorischer Hinsicht neu zu fassen« (Lindemann 1993: 103).

Hirschfelds Behauptung einer universellen Mischgeschlechtlichkeit stellt aber auch die hegemoniale Männlichkeit über ihre impliziten Weiblichkeitsanteile grundsätzlich in Frage, denn hegemoniale Männlichkeit setzt ja den kategorischen Ausschluss von Weiblichkeit voraus. Insofern bedeutete diese Dimension der Zwischenstufentheorie tatsächlich eine weitere, massive und neue Infragestellung hegemonialer Männlichkeit und damit eine Bedrohung.

Hirschfeld hat diese Konsequenz seines Ansatzes nie sonderlich betont oder gar in den Mittelpunkt gestellt – und in der Rezeption seiner Schriften wurde sie auch nur für kurze Zeit nach dem Ersten Weltkrieg gewürdigt. In der Regel wurde die Zwischenstufentheorie nämlich nur als Erklärung der Homosexualität wahrgenommen. Den Gedanken einer universellen

Mischgeschlechtlichkeit hatte Hirschfeld, wie bereits erwähnt, vor 1900 niedergelegt – also einige Jahre vor Otto Weiningers mit großem Aplomb in Szene gesetzter Studie »Geschlecht und Charakter« (1903).³ Aber auch Weiningers Lesart der Mischgeschlechtlichkeit unterscheidet sich von der Hirschfelds: »Der wahre Mann« Weiningers müsse, so George Mosse, »anders als der Jude und der Homosexuelle, die weibliche Komponente seines Naturells überwinden« (Mosse 1997: 97). Insofern stellt Weiningers Arbeit die hegemoniale Männlichkeit nicht in Frage, sondern stabilisiert sie vielmehr. Der wahre Mann ist bei Hirschfeld jedoch eine Fiktion, er bezeichnet ihn als »imaginäres Gebilde«. Die weibliche Komponente gilt es bei ihm daher auch nicht zu überwinden, sondern zu entdecken und zu dechiffrieren – wo auch immer sie in Physis und/oder Psyche verborgen sein mag. Daher stellt diese Dimension der Zwischenstufentheorie tatsächlich eine Herausforderung hegemonialer Männlichkeit dar. – In diesem Zusammenhang ist nochmals daran zu erinnern, dass Hirschfeld seine Idee der Mischgeschlechtlichkeit auf die Rassenanthropologie übertrug und entgegen dem Zeitgeist noch in den 1930er Jahren die Vorteile der Rassenmischung verteidigte.

Der Religionswissenschaftler Edgar E. Bauer und der Hirschfeld-Biograf Manfred Herzer weisen Hirschfeld wegen dieser Lesart der Zwischenstufentheorie die Priorität des Gedankens einer universellen Mischgeschlechtlichkeit zu, um deren Herleitung und Auslegung eine detail- und faktenreiche Kontroverse im Gange ist.⁴

IV. Halbherzige Entpathologisierungen

Ich hatte bereits angedeutet, dass Hirschfeld die Zwischenstufentheorie als Instrument zur Entpathologisierung der Homosexualität und ihrer Rückführung in eine Geschlechternormalität entwarf. In einer Reihe von Arbeiten aus seinen Anfangsjahren beschäftigt er sich ausführlich mit der Widerlegung jener von der Sexualpathologie getroffenen Zuschreibungen. Als Richard von Krafft-Ebing das pathologische Dogma der Homosexualität lockert (Krafft-Ebing 1901: 2, 5), faksimiliert Hirschfeld 1903 ein ent-

3 | Es ist hervorzuheben, dass Hirschfeld schon 1903 – also im Jahr der Veröffentlichung von Otto Weiningers »Geschlecht und Charakter« – diese Gedanken klar und unmissverständlich formulierte: »Im Grunde genommen ist jeder Mensch erst durch das ihm innewohnende Mischungsverhältnis männlicher und weiblicher Teile verständlich. [...] Der Vollmann und das Vollweib sind in Wirklichkeit nur imaginäre Gebilde, die wir nur zur Hilfe nehmen müssen, um für die Zwischenstufen Ausgangspunkte zu besitzen« (Hirschfeld 1903: 126ff.).

4 | Vgl. dazu die entsprechenden Aufsätze in den letzten Nummern der Zeitschriften »Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft« und »Capri. Zeitschrift für schwule Geschichte«.

sprechendes Schreiben im »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen« als Beleg für den Erfolg seiner Strategie.

Etwas später äußert er sich dazu wie folgt: »für einen darwinistisch geschulten Biologen« sei die generelle Pathologisierung sexueller Zwischenstufen ein »unhaltbarer Standpunkt«, wie auch die damals gängige Praxis, die Krankheitszuschreibungen von der Stärke der andersgeschlechtlichen Einschlüge abhängig zu machen. Vielmehr plädiert er dafür, »alle diese Zwischenstufen als *sexuelle Varietäten* [aufzufassen] [...] und den Begriff des Pathologischen im Sexualleben von ganz anderen Momenten abhängig« zu machen, nämlich der »Geschlechtsreife«, also vom Alter und der Mündigkeit, und der »Geschlechtsfreiheit«, d.h. des freiwilligen Konsensus (Hirschfeld 1910a: 129; H.i.O.).

Dieser Vorschlag wurde von den Zeitgenossen keineswegs geteilt. Ein Großteil der Sexualwissenschaftler, darunter Albert Moll und Max Marcuse, kritisierten Hirschfeld gerade wegen dessen Verschiebung sexualpathologischer Grenzen, vor allem aber der Entpathologisierung der Zwischenstufen. Dabei ist Hirschfelds fast heutig anmutende Position in diesen Fragen bei weitem nicht so eindeutig, wie jenes Zitat zunächst vermuten lässt. Suchen wir in seinen Arbeiten, die er nach diesem Plädoyer 1910 veröffentlichte, nach Passagen, in denen er Zwischenstufen seinen Maßstäben zuordnet, ist Folgendes zu konstatieren:

Bei der konkreten Bewertung des Hermaphroditismus verfuhr Hirschfeld weit weniger großzügig in der Auslegung der Zwischenstufentheorie. Auch wenn er im Allgemeinen darum bemüht war, die sexuellen Zwischenstufen als nicht-pathologische Phänomene zu begreifen, ging er dennoch davon aus, dass Hermaphroditismus »Teilerscheinung eines degenerativen Zustandsbildes« sei, im Unterschied zu sogenannten »einfachen« Geschlechtermischungen. Die bei Hermaphroditen angeblich »sehr häufig« auftretenden »anderweitigen körperlichen und seelischen Störungen« veranlassten ihn 1918 zu dem Schluss:

»Zwar sind [...] diese Begleiterscheinungen nicht durchgängig vorhanden, doch gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, dass an und für sich schon einer so hochgradigen Sexualstörung ein degenerativer Charakter innewohnt.« (Hirschfeld 1918: 13)

Schauen wir in seine Arbeiten über Homosexualität, so vergleicht er sie häufig mit sogenannten »Hemmungsbildungen«, zunächst mit Hasenscharte und Wolfsrachen (Hirschfeld 1896), später mit Farbenblindheit (Hirschfeld 1914), da Homosexuelle für bestimmte (weibliche) Sinnesreize unempfindlich seien. In der 1914 veröffentlichten Monografie »Die Homosexualität des Mannes und des Weibes« hebt er hervor, dass Homosexualität »auf einer spezifischen Konstitution von psychisch-hermaphroditischem Habitus« (Hirschfeld 1914: 370) beruhe, »letzten Endes [also] auf der Mannweiblichkeit des Menschen« (ebd.: 376). Aufgrund dessen

sei sie keine Degenerationerscheinung an sich – eine Auffassung, die er mit Iwan Bloch und Sigmund Freud teilt. Hirschfeld hielt Homosexualität jedoch, wie er 1901 erstmals kund tut (Hirschfeld 1901: 55-61), für ein natürliches »Vorbeugungsmittel der Degeneration«, denn ihre Nachkommen trügen »vielfach den Stempel geistiger Minderwertigkeit«. Insofern sei »vom rassenhygienischen Standpunkt die Ehe eines oder einer Homosexuellen stets ein gewagtes Unterfangen« (Hirschfeld 1914: 391).

Trotz der beteuerten und ihnen von Hirschfeld zugestandenen Heterosexualität sei auch bei Transvestiten »der andersgeschlechtliche Einschlag besonders beträchtlich«. Deshalb äußerte sich Hirschfeld warnend »hinsichtlich der Zweckmäßigkeit dieser Ehen« (Hirschfeld 1910b: 303). Bei Transvestiten liege im Unterschied zu Homosexuellen »eine solche Abarzung vom reinen Geschlechtstypus vor, dass sie zwar noch nicht als Entartung angesprochen werden soll, doch leicht bei der Nachkommenschaft zu psychisch uneinheitlichen, gelockerten, labil-degenerierten Individuen führen kann« (ebd.; vgl. auch Herrn 2005: 120-126).

Die soeben zitierten Einschätzungen Hirschfelds könnten noch mit vielen ähnlich lautenden untermauert werden. So lässt sich seine Stellung zur Pathologisierung der Zwischenstufen wie folgt zusammenfassen: Hirschfeld trat – kraft seiner medizinischen Autorität – für die Verschiebung sexualpathologischer Grenzen ein. Dennoch war er als naturwissenschaftlich orientierter Arzt so stark im eugenischen Diskurs verhaftet, dass er den Referenzrahmen der Degenerationstheorie nicht hinter sich lassen konnte. Obgleich er die primäre Pathologisierung der Zwischenstufen, die von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen nicht in Frage gestellt wurde, zu überwinden sucht, führt er über ihre Rückbindung an einen eugenischen Wert im Reproduktionsprozess eine indirekte sekundäre Pathologisierung ein. Während er Hermaphroditen einen unmittelbaren »degenerativen Charakter« unterstellt, begreift er Homosexualität und Transvestitismus »nur« als natürliches Präventionsmittel vor Degeneration. Insofern gelang es Hirschfeld auch nur unvollständig, die Homosexuellen von den sexualpathologischen Zuschreibungen im Sinne Ulrichs zu befreien. Er bescheinigt den prominentesten Repräsentanten der Zwischenstufentheorie generell eine Minderwertigkeit, die sie der hegemonialen Männlichkeit wiederum hierarchisch unterordnet.

Fazit

Im Hinblick auf die hegemoniale Männlichkeit erweist sich Hirschfelds Konzept der Zwischenstufentheorie vielschichtiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Schon sein Rückgriff auf Ulrichs' Konstruktion des Urnings als sich vom Männlichkeitsideal unterscheidende mann-weibliche Form stellt eine Herausforderung für die hegemoniale Männlichkeit dar, weil es ihr einen selbstbewussten »Anti-Typus« an die Seite stellt. Die

Modernisierung, Popularisierung und nicht zuletzt Instrumentalisierung dieses Konzeptes für den sexualpolitischen Kampf des Wissenschaftlich-humanitären Komitees trug dazu bei, »das Ideal der Maskulinität und das, was es verkörperte, [...] allmählich [...] durch die zunehmende Selbstsicherheit unmännlicher Männer und unweiblicher Frauen« (Mosse 1997: 118) in Frage zu stellen. Wenn Gert Hekma meint, dass Ulrichs' und Hirschfelds mischgeschlechtliches Konzept des Homosexuellen ihm gleichsam die Bedrohlichkeit nimmt, weil es sich – im vorausseilenden Gehorsam – dem hegemonialen Ideal als »unmännlich« unterordnet (Hekma 1994: 234f.), ist das nur zum Teil zutreffend. Dass diese personalisierte Unmännlichkeit bereits durch ihre permanente Präsenz und ihr politisches Aufbegehren die hegemoniale Männlichkeit herausfordert, wird dabei freilich übersehen, ganz zu schweigen von den weitergefassten Deutungen der Zwischenstufentheorie, um die es in diesem Beitrag geht. Die soeben dargestellten, das Verhältnis der Zwischenstufentheorie zur hegemonialen Männlichkeit kennzeichnenden vier Aspekte, lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Das Charakteristische an Hirschfelds Zwischenstufentheorie ist zunächst ihr vom Betrachter abhängiges Changieren zwischen Beglaubigung und Herausforderung der bestehenden Geschlechterordnung: auf der einen Seite finden wir – trotz der Übernahme einiger feministischer Positionen – die Fortschreibung der traditionellen geschlechterstereotypen Auffassungen, die klaren, an die biologische Taxonomie des 19. Jahrhunderts erinnernden Systematisierungen und Kategorienbildungen sowie deren Bewertung nach fortpflanzungsbiologischen Maßstäben.

Auf der anderen Seite finden wir Innovationen, wie die Einführung von Nuancierungen der binär gedachten Geschlechtseigenschaften im Sinne eines Kontinuums, die Durchlässigkeit von und die Übergänge unter den Zwischenstufenkategorien, die Flexibilisierung der sexualpathologischen Grenzen, vor allem aber die Behauptung einer universellen Mischgeschlechtlichkeit als grundsätzliche Infragestellung hegemonialer Männlichkeit.

Jürgen Link unterscheidet zwischen einem Protonormalismus als Verfahren strikter wie starrer Abgrenzungen und einem flexiblen Normalismus; während ersterer beispielsweise mit Polaritäten wie normal/abnorm oder krank/gesund operiert, geht letzterer von einem Kontinuum gradueller dynamischer Abstufungen aus (Link 1997). Andrea Bührmann nimmt diese Unterscheidung auf und beschreibt den Protonormalismus als typisch für die Sexualpathologie des 19. Jahrhunderts, während sie den flexiblen Normalismus einer empirischen Sexualwissenschaft im Sinne Kinseys zuordnet (Bührmann 1998: 214). Hirschfelds Zwischenstufentheorie markiert einen Übergang zwischen der protonormalistischen Sexualpathologie und dem flexiblen Normalismus der Sexualwissenschaft. Sie enthält Elemente beider Strategien, allerdings bereits ein halbes Jahrhundert vor Kinsey.

Literatur

- Ankum, Katharina von (Hg.) (1997): *Women in Metropolis – Gender and Modernity in Weimar Culture*, Berkeley: University of California Press.
- Bab, Edwin (1903): *Die gleichgeschlechtliche Liebe (Lieblingminne)*, Berlin: Hugo Schildberger Verlag.
- Boyarin, Danial (1997): *Unheroic Conduct. The Rise of Heterosexuality and the Invention of the Jewish Man*, Berkeley: University of California Press.
- Brand, Adolf (1906): »Afterkultur und Homosexualität«. In: *Die Gemeinschaft der Eigenen, Flugschrift für Sittenverbesserung und Lebenskunst* 3/3, S. 29-33.
- Bruns, Claudia (2001): »(Homo-)Sexualität als virile Sozialität. Sexualwissenschaftliche, antifeministische und antisemitische Strategien hegemonialer Männlichkeit im Diskurs der Maskulinisten 1880-1920«. In: Ulf Heidel/Stefan Micheler/Elisabeth Tuiider (Hg.), *Jenseits der Geschlechtergrenzen – Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*, Hamburg: MännerschwarmSkript, S. 87-108.
- Bührmann, Dorothea Andrea (1998): »Die gesellschaftlichen Konsequenzen der Wissensproduktion. Zum Verhältnis von (Sexual-)Wissenschaften und gesellschaftlichen Normalisierungsmechanismen«. In: Ursula Ferdinand/Andreas Pretzel/Andreas Seeck (Hg.), *Verqueere Wissenschaft? – Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*, Münster: LIT, S. 213-228.
- Connell, Robert W. (1999): *Der gemachte Mann – Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen: Leske + Budrich.
- Dinges, Martin (2005): »Hegemoniale Männlichkeit« – ein Konzept auf dem Prüfstand«. In: ders. (Hg.), *Männer – Macht – Körper – Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 7-33.
- Foucault, Michel (1983): *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1. Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Friedländer, Benedikt (1904): *Die Renaissance des Eros Uranios*, Schrammendorf-Berlin: Verlag »Renaissance«.
- Gilman, Sander L. (1993): *Freud, Race, and Gender*, Princeton: Princeton University Press.
- Hekma, Gert (1994): »A Female Soul in a Male Body: Sexual Inversion as Gender Inversion in Nineteenth-Century Sexology«. In: Gilbert Herdt (Hg.), *Third Sex Third Gender – Beyond Sexual Dimorphism in Culture and History*, New York: Zone Books, S. 213-239.
- Hergemöller, Bernd-Ulrich (2004): »Hirschfeld und Blüher. Kontakte und Konflikte 1912-1922«. In: Vera-Elke Kotowski/Julius Schoeps (Hg.), *Magnus Hirschfeld – Ein Leben im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft*, Brandenburg: be.bra wissenschaft, S. 118-136.
- Herrn, Rainer (1996): »Hirschfeld Magnus (1868-1935): ... es bedürfte der Feder eines Dante oder Goethe, um anschaulich zu schildern, wie die

- asketische Weltanschauung das Paradies körperseelischer Geschlechtlichkeit in eine Hölle auf Erden verwandelt hat.« In: Hans Erler/Ernst Ludwig Ehrlich/Ludger Heid (Hg.), *Integration und Shoa – Jüdischer Geist und politische Humanität im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 173-178.
- Herrn, Rainer (2002): »Geschlechtsübergänge und Naturgesetze der Liebe«. In: *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft* 33/34, S. 52-56.
- Herrn, Rainer (2004): »Ein historischer Urning. Ludwig II. von Bayern im psychiatrisch-sexualwissenschaftlichen Diskurs und in der Homosexuellenbewegung des frühen 20. Jahrhunderts«. In: Katharina Sykora (Hg.), *»Ein Bild von einem Mann«. Ludwig II. von Bayern – Konstruktion und Rezeption eines Mythos*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 48-87.
- Herrn, Rainer (2005): *Schnittmuster des Geschlechts – Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*, mit einem Geleitwort von Volkmar Sigusch, Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Hirschfeld, Magnus [Pseudonym: Th. Ramien] (1896): *Sappho und Sokrates oder Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts?*, Leipzig: Max Spohr.
- Hirschfeld, Magnus (1899): »Die objektive Diagnose der Homosexualität«. In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* I, S. 4-35.
- Hirschfeld, Magnus (1901): »Sind sexuelle Zwischenstufen zur Ehe geeignet?«. In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* III, S. 37-71.
- Hirschfeld, Magnus (1903): »Ursachen und Wesen des Uranismus«. In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* VI, S. 1-193.
- Hirschfeld, Magnus (1905): *Geschlechtsübergänge – Mischungen männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere (Zwischenstufen)*, Leipzig: Verlag der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene, W. Malende.
- Hirschfeld, Magnus (1906): »Vom Wesen der Liebe«. In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* VIII, S. 1-284. [1906 unter demselben Titel auch als Buch erschienen, Leipzig: Spohr.]
- Hirschfeld, Magnus (1910a): »Die Zwischenstufen-Theorie«. In: *Sexualprobleme* 6, S. 116-136.
- Hirschfeld, Magnus (1910b): *Die Transvestiten – Eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb*, Berlin: Alfred Pulvermacher.
- Hirschfeld, Magnus (1912): *Naturgesetze der Liebe – Eine gemeinverständliche Untersuchung über den Liebes-Eindruck, Liebes-Drang und Liebes-Ausdruck*, Berlin: Alfred Pulvermacher.
- Hirschfeld, Magnus (1914): *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, Berlin: Louis Marcus Verlagsbuchhandlung.
- Hirschfeld, Magnus (1918): *Sexualpathologie, Bd. 2, Sexuelle Zwischenstufen – Das männliche Weib und der weibliche Mann*, Bonn: Marcus & Weber.
- Hirschfeld, Magnus (1923): »Die intersexuelle Konstitution«. In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* XXIII, S. 3-27.

- Hirschfeld, Magnus (1926): *Geschlechtskunde*, Bd. 1, *Die körperseelischen Grundlagen*, Stuttgart: Julius Püttmann.
- Hirschfeld, Magnus/Mann, Franziska (1918): *Was jede Frau vom Wahlrecht wissen muß!*, Berlin: Alfred Pulvermacher.
- Hirschauer, Stefan (1993): *Die soziale Konstruktion der Transsexualität – Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honegger, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter – Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Hutter, Jörg (1990): *Die gesellschaftliche Kontrolle des homosexuellen Begehrens – Medizinische Definitionen und juristische Sanktionen im 19. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Jaeger, Gustav (1884): *Entdeckung der Seele*, Bd. I, 3. Aufl. Leipzig: Ernst Günthers Verlag.
- Keilson-Lauritz, Marita (1997): *Die Geschichte der eigenen Geschichte – Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung*, Berlin: Verlag rosa Winkel.
- Krafft-Ebing, Richard von (1877): »Ueber gewisse Anomalien des Geschlechtstriebes und ihre klinisch-forensische Verwerthung derselben als eines wahrscheinlich functionellen Degenerationszeichens des centralen Nervensystems«. In: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* VII, S. 291-312.
- Krafft-Ebing, Richard von (1894): *Psychopathia Sexualis mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung*, 9. verbesserte und theilweise vermehrte Aufl., Stuttgart: Enke.
- Krafft-Ebing, Richard von (1901): »Neue Studien auf dem Gebiet der Homosexualität«. In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* III, S. 1-36.
- Kretschmer, Ernst (1921): *Körperbau und Charakter*, Berlin: Julius Springer.
- Kupffer, Elisar von (1900): *Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur*, Berlin-Neurahnsdorf: Adolf Brand's Verlag.
- Lehmstedt, Mark (2002): *Bücher für das »Dritte Geschlecht« – Der Max Spohr Verlag in Leipzig Verlagsgeschichte und Bibliographie (1881-1914)*, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.
- Lindemann, Gesa (1993): »Magnus Hirschfeld«. In: Rüdiger Lautmann (Hg.), *Homosexualität – Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 91-104.
- Link, Jürgen (1997): *Versuch über den Normalismus – Wie Normalität produziert wird*, Opladen: Leske + Budrich.
- Mehlmann, Sabine (1998): »Sexualität und Geschlechtlichkeit. Vom Geschlechtscharakter zur Geschlechtsidentität«. In: Ursula Ferdinand/Andreas Pretzel/Andreas Seeck (Hg.): *Verqueere Wissenschaft? – Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*, Münster: LIT, S. 35-50.

- Micheler, Stefan (2005): *Selbstbilder und Fremdbilder der »Anderen« – Eine Geschichte Männer begehrender Männer in der Weimarer Republik und der NS-Zeit*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Mosse, George (1997): *Das Bild des Mannes – Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*, Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Müller, Klaus (1991): *Aber in meinem Herzen sprach eine Stimme so laut – Homosexuelle Autobiographien und medizinische Pathographien im neunzehnten Jahrhundert*, Berlin: Verlag rosa Winkel.
- Römer, Lucien Sophie Albert Marie von (1904): »Vorläufige Mitteilungen über die Darstellung eines Schemas der Geschlechtsdifferenzierung«. In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* VI, S. 327-356.
- Steakley, James, D. (1975): *The Homosexual Emancipation Movement in Germany*, New York: Arno Press.
- Ulrichs, Karl Heinrich (1994a): *Forschungen über das Räthsel der mann-männlichen Liebe*, Bd. I-V, hg. v. Hubert Kennedy, Berlin: Verlag rosa Winkel.
- Ulrichs, Karl Heinrich (1994b): *Forschungen über das Räthsel der mann-männlichen Liebe*, Bd. X-XII, hg. v. Hubert Kennedy, Berlin: Verlag rosa Winkel.
- Vaerting, Mathilde (1922): »Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib«. In: Arthur Weil (Hg.), *Sexualreform und Sexualwissenschaft: Vorträge gehalten auf der I. Internationalen Tagung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage in Berlin*, Stuttgart: Julius Püttmann, S. 121-128.
- Weininger, Otto (1903): *Geschlecht und Charakter*, Wien: Wilhelm Braumüller.
- Wettley, Annemarie (1959): *Von der Psychopathia Sexualis zur Sexualwissenschaft*, Beiträge zur Sexualforschung, Bd. 17, Stuttgart: Enke.